

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Weiber-Regiment.

Roman von Oskar Klausmann.

(Nachdruck verboten.)

I. Kapitel.

Der Schnellzug verlangsamte seine Fahrt. Er war von Belgien her nach Westdeutschland gekommen und auf seinem Laufe von Nord nach Süd eine Zeitlang durch die Ebene gefahren. Jetzt kam er wieder in den Bergwald, und die Lokomotive zog den schweren D-Zug leuchtend an den Bergabhängen empor. Da, wo auf der Höhe der Nadelwald die Aussicht nicht behinderte, blickte man weit hinaus in ein Land voll gewaltiger Industrie. Dicht nebeneinander, in den Tälern, an den Abhängen, auf den Höhenrücken, lagen die ausgedehnten Berg- und Hüttenwerke. Duzende von Effen sah man an den einzelnen Stellen vereinigt. Hohe und niedere Gebäude zwischen ihnen machten den Eindruck von geschlossenen Ortschaften. Zwischen den Werken aber erhoben sich gewaltige Dämme, die sogenannten Halben, gebildet durch die Asche der Hüttenwerke und durch das taube Gestein der Bergwerke. Noch mehr Abwechslung in dieses eigenartige Bild brachten die großen Arbeiterkolonien, von denen einzelne gewiss Hunderten von Menschen Unterkunft gewährten, und die mit ihren frisch-roten, uniform gebauten Häusern ins Grün des Bergwaldes oder parkartiger Anlagen eingebettet waren.

Der Frühlingshimmel, der sich über der Landschaft wölbte, war wolkenlos. Aber nur unmittelbar über dem Beschauer, der beobachtend am Korridorfenster des D-Wagens stand, zeigte der Himmel goldigen, hellen Schein. Weißliche, gelbliche, dunkelblaue und graue Rauchwolken bildeten einen Dunstschleier, der der Landschaft und Gebäulichkeiten halb verbarg.

Der Beobachter am Korridorfenster war ein mehr als mittelgroßer, breitschultriger Mann am Ende der dreißiger Jahre. Eine etwas hakenförmige Nase unter der hohen Stirn, auf welcher zwischen den Augenbrauen zwei Falten auf Trotz und Energie deuteten, gaben zusammen mit dem ziemlich langen, dunkelblonden Bart dem Gesichte etwas Martialisches, wenn nicht Selbstbewusstes. Dieser Mann war offenbar aus Befehlen gewöhnt, und er besaß Energie und Fähigkeit genug, um seine Befehle durchzusetzen. Seine graublauen Augen hatten zeitweise einen hellen Glanz; meist aber blickten sie kalt und beobachtend umher.

Der Beobachter verließ den Korridor und trat durch die Schiebetür in das Abteil des D-Wagens zurück. Er war der einzige Fahrgast in diesem Abteil. Er setzte sich in der Ecke zurecht und zog aus der Brusttasche seines dunkelgrauen Reiseanzugs einen Brief, der die Aufschrift trug: „An den königlich Preussischen Berg-Major Herrn Werner Spalbing, Seraing in Belgien, Coderill-Werke.“

Werner entnahm dem Briefumschlag zwei beschriebene

Quartbriefbogen, die in der linken Ecke den Ausdruck zeigten: „F. Kersten, Geheimer Bergrat, Generaldirektor a. D.“

Der Brief lautete:

„Mein lieber Werner!

Gestatten Sie mir diese vertrauliche Anrede, zu der ich mich berechtigt glaube, nicht nur dadurch, daß ich einer der ältesten Freunde Ihres verstorbenen Vaters war, sondern weil es mir auch vergönnt gewesen ist, Sie seit frühester Jugend zu kennen und Ihren Bildungsgang als Berg- und Hüttenmann ein wenig zu überwachen. Ich wähle in diesem Augenblick gern diese Anrede, um Ihnen anzudeuten, daß nicht der Fachmann, sondern der Freund zu Ihnen spricht. Sie haben mir mitgeteilt, daß Sie Ihren Studienaufenthalt auf den Coderill-Werken in Seraing beendigen wollen und daß Ihnen etwas daran läge, wieder nach Deutschland in eine Stellung zu kommen, nachdem Sie sich drei Jahre lang im Auslande bewegt haben. Ich wäre in der Lage, Ihnen ein Angebot zu machen, das, wie ich glaube, so wichtig ist, daß es über Ihre Zukunft entscheidet. Kommen Sie so bald wie möglich hierher nach Dabburg. Sie sollen eine Stelle als Direktor der Theresien-Hütte (Stahl- und Walzwerk) übernehmen. Das Werk befindet sich in bester Verfassung, ist entwicklungsfähig, und für einen so temperamentvollen Ingenieur, wie Sie es sind, für einen Mann von solcher Pflichttreue und Energie muß es eine Lust sein, eine Sache in die Hand zu nehmen, die ausdehnungs- und vergrößerungsfähig nach allen Richtungen hin ist. Mit der Übernahme dieses Postens aber ist Ihre zukünftige Laufbahn noch nicht beendet. Die Besitzer des Werkes beabsichtigen, wenn sich zwischen denselben und Ihnen angenehme Beziehungen entwickeln und die Verhältnisse sich zu beiderseitiger Zufriedenheit gestalten, die gesamten Werke (Kohlenbergwerke, Koksanstalt, Eisenbergwerke, Blenderöfen-Anstalt, Schwefelsäure-Fabrik, Schamotte-Fabrik, Blei- und Silber-Hütte) Ihrer Leitung zu unterstellen und Sie zum Generaldirektor zu machen. Es handelt sich in Summa um Werke mit ungefähr 220 Beamten und 15 000 Arbeitern. Die Werke sind ausnahmslos in glänzendstem Zustand; aber eine energische Hand tut not und muß bald eingreifen. Ich meine, diese Ausichten müßten für Sie geradezu verlockend sein. Sie, der sich umjomehr freut, je größer die Arbeit ist, die er zu bewältigen hat, der erfüllt von Tatendrang und Tatenslust ist, Sie werden, wie ich hoffe, mit einer gewissen Begeisterung auf meine Offerte eingehen. Schreiben Sie mir, wann Sie kommen können; Sie sind jederzeit willkommen.“

Auf diese allerdings verlockende Offerte hatte Werner dem Geheimrat Kersten telegraphisch seine Zusage gegeben und mitgeteilt, daß er in ungefähr vier Wochen in Dabburg sein könne.

Der zweite Brief gab der Freude des alten Herrn über die Zusage Werners Ausdruck und teilte ferner mit: „Sie kommen in vier Wochen gerade zur rechten Zeit.“

Auch mit der materiellen Seite der Sache werden Sie sehr zufrieden sein. Gehalt, Lantieme, Wohnung, Fuhrwerk usw. wird ganz und gar nach Ihren Wünschen geregelt. Man sucht eine hervorragende Kraft allerersten Ranges und ist froh, wenn man sie bekommt. Schreiben Sie mir einige Tage, ehe Sie von Seraing abfahren, damit ich auf Ihr Kommen vorbereitet bin. Geben Sie mir ungefähr den Tag Ihrer Ankunft an. Nehmen Sie in Dasburg Quartier in Friedrichs Hotel und telephonieren Sie mich von dort zu jeder beliebigen Tageszeit an.“

Dieser Brief hatte noch eine Nachschrift, die lautete: „Auf Ihr Buch: „Die Stahlindustrie Nordamerikas“ können Sie wirklich stolz sein. Ich habe es mit großem Interesse und auch mit Vergnügen gelesen. An einzelnen Stellen erhebt sich Ihre Darstellung zu poetischem Schwung. Man freut sich unwillkürlich über die hellauslobende Begeisterung des Fachmannes, der all das Großartige und Schöne, das ihm da im fernen Lande geboten wurde, nicht nur mit dem Kopfe, sondern auch mit dem Herzen geprüft hat. Es wird Sie erfreuen zu erfahren, daß auch bei unseren Bergbehörden Ihr Buch Aufsehen gemacht und große Anerkennung gefunden hat.“

„Neuenburg! Umsteigen nach Dasburg!“ riefen die Schaffner draußen auf dem Bahnsteig.

Werner nahm seinen Lodenmantel und seine Handtasche und verließ den D-Zug, um nach dem Bahnsteig hinüberzugehen, an dem der Lokalzug stand, der über Dasburg weiterfahren sollte.

Bis zur nächsten Station blieb Werner allein. Dann kam eine Dame, gefolgt von einem Gepäckträger, der einen großen Lederkoffer trug, und stieg in das Abteil. Der Gepäckträger verstaute den Koffer im Gepäcknetz in der Ecke, die entgegengesetzt von der lag, in welcher Werner saß. Der Gepäckträger verließ das Abteil, und unmittelbar darauf setzte sich der Zug in Bewegung. Die Lokomotive ruckte aber ziemlich ungeschickt mehrmals an, ehe sie in volle Fahrt kam. Die Wagen wurden heftig hin und her gestoßen, ehe sie ihren ruhigen Lauf begannen, und der Koffer, der sich über dem Platz der Dame in der Ecke befand, stürzte krachend herab auf den Boden des Wagenabteils. Der Koffer sprang auseinander, und sein Inhalt wurde auf dem Boden herumgestreut.

Es war selbstverständlich, daß sich Werner bemühte, der Besitzerin des Koffers behilflich zu sein, ihre Effekten zusammenzufinden und wieder in den Koffer hineinzupacken.

„Ich danke Ihnen, mein Herr,“ sagte schließlich die Dame; „soviel ich weiß, fehlt nichts mehr.“

Werner bückte sich indes und suchte auf dem Boden unter dem Sitz herum. Er fand auch glücklich noch eine silberne, runde Büchse, wohl vom Toiletten-Necessaire der Dame.

„Ich danke Ihnen bestens,“ erklärte die am Anfange der Dreißiger stehende, dunkelhaarige Dame, die einen etwas fremd klingenden Dialekt sprach.

„Das Kofferschloß ist gebrochen,“ sagte Werner, nachdem er den flachen Kabinenkoffer untersucht hatte; „aber die Riemen werden genügen, um den Verschuß zu halten. Die Riemen waren nur nicht zugezogen, sonst wäre er nicht aufgesprungen.“

Er half der Dame beim Schließen des Koffers, zog energisch die Riemen fest, verstaute ihn wieder oben im Gepäcknetz, und auf den nochmaligen Dank der Dame antwortete er mit einem kurzen: „Hat nichts zu sagen, meine Gnädige; ich freue mich, Ihnen einen kleinen Dienst erwiesen zu haben.“

Dann zog er sich diskret in seine Ecke zurück, um der Dame nicht durch eine Unterhaltung lästig zu fallen und aufdringlich zu erscheinen.

Werner nahm den Brief Karstens noch einmal heraus, weniger um sich mit dem Inhalt vertraut zu machen, denn den kannte er bereits auswendig, sondern um ihn als Deckung zu gebrauchen, während er die Dame in der anderen Ecke des Abteils beobachtete.

Diese Dame war eine sehr stattliche, volle Figur, hatte zu ihrem dunkeln Haar einen auffallend hellen, weißen Teint, dunkle, von langen Wimpern beschattete Augen, ein regelmäßiges, ja edles Profil, und ein Hauch von Bornehmtheit ruhte über ihrer ganzen Erscheinung.

Schweigend fuhr man bis zur nächsten Station. Dann fühlte sich die Dame wohl veranlaßt, den Mitreisenden,

der ihr eine Freundlichkeit erwiesen hatte, nicht weiter zu ignorieren, indem sie bemerkte:

„Ich hoffe, wir werden jetzt für einige Tage gutes Wetter bekommen. Das Regenwetter der letzten Wochen hat besonders für die Landwirtschaft manche Unbequemlichkeit gebracht.“

„Sie hatten schlechtes Wetter hier?“ fragte Spalding verbindlich. „Wir hatten in Belgien, woher ich komme, sehr trodenes Wetter, und man fürchtete dort bereits für die Feldfrüchte, die im Frühjahr, wie die Landwirte behaupten, Regen brauchen.“

„Wir haben hier ein anderes Klima,“ bemerkte die Dame; „der Bergwald enthält viel Feuchtigkeit, und Trockenheit herrscht selten.“

Es entwickelte sich dann zwischen Werner und der Dame ein langsam und mit einer gewissen Vorsicht geführtes Gespräch über Witterung, Landwirtschaft, Klima, das gewissermaßen zu nichts verpflichtete und eigentlich nur ein Höflichkeitsakt zwischen den beiden Mitreisenden darstellte.

In Buchwald, der Station vor Dasburg, stieg die Dame aus. Ein Diener stand auf dem Bahnsteig und kam eilig herangeläufen, sobald er am Wagenfenster die Dame erblickte. Er nahm ihr die Handtasche sowie ein Futteral mit Schirmen ab.

Der Zug hatte nur zwei Minuten Aufenthalt. Werner sah, wie die Dame, die sich mit einigen freundlichen Worten und einem ebenso freundlichen Lächeln von ihm verabschiedet hatte, bis zum Ausgange des Bahnhofes schritt, und gerade als sich der Zug in Bewegung setzte, sah er sie in einem eleganten, großen Automobil davonfahren.

Eine Viertelstunde später landete Werner in Dasburg, nahm in der Gepäck-Expedition nur einen seiner großen, als Passagiergut aufgegebenen Koffer in Empfang, fuhr mit diesem und seinem Handgepäck nach Friedrichs Hotel, das ihn durch sein stattliches Äußeres und seine eleganten Einrichtungen überraschte, und telephonierte von dort aus den Geheimen Bergrat Kersten an.

Der alte Herr schien sehr erfreut über Werners Ankunft und sagte ihm telephonisch:

„Kommen Sie sich zu einer Visite um, ich hole Sie in einer halben Stunde ab.“

Werner ging nach seinem Zimmer, um sich hier den Gehrodanzug und den Zylinderhut zurechtzulegen und sich, nach einer gründlichen Reinigung von dem Reisetraub, umzukleiden.

Er war gerade damit fertig, als es an seine Zimmertür klopfte und der Geheimrat Kersten eintrat.

Der schlante, hagere, hochgewachsene Mann mit dem bartlosen Gesicht, in dem ein Paar buschige Augenbrauen auffielen, deren weiße Haare sich scharf von dem stark geröteten Gesicht abhoben, reichte Werner die Hand und rief:

„Willkommen! Sie sind zu so günstiger Zeit eingetroffen, daß wir sofort an die Arbeit gehen können. Frische Fische, gute Fische; ich weiß, das ist auch Ihr Grundzug. Ich habe den Damen bereits telephoniert, daß wir hinkommen, und wir sind willkommen.“

„Den Damen?“ fragte Werner etwas erstaunt.

„Ja, den Damen,“ antwortete sehr ruhig der Geheimrat. „In Betracht für uns kommt ja eigentlich nur eine, die Besitzerin der gesamten Werke, Fräulein Dorothea Buchwald. Ihre Tante, Frau Schottelius, ist nur Komparserie. Sie ist die Gardedame der Besitzerin und hat in geschäftlichen Dingen nichts mitzureden.“

„Also Weiberregiment!“ sagte etwas betreten Werner.

(Fortsetzung folgt.)

Im Vogelsberg.

Von Th. Cellarius.

(Fortsetzung und Schluß.)

Im Jahre 1865.

Das war ein gesegnetes Jahr, das Jahr 1865: ein Jahr wie es der Liederdichter Geol noch einmal zu erleben wünschte, „um als satter Becher vom Tische des Lebens aufstehen zu können“, ein Jahr mit einem Frühling ohne Nachfröste und einem Sommer voll Sonnenschein, jedoch ohne Dürre.

Da brachte die Erde Frucht und Gras in Menge hervor und in den Weinbergen reiften die Trauben zu dem edelsten Wein des zweiten Hälfte des Jahrhunderts.

Aber diesem Sommerhalbjahr wie es sein soll, war ein Winter vorangegangen, der war auch gewesen, wie er in unserem lieben deutschen Vaterland sein soll; nämlich voller Schnee und Eis, und zwar nicht nur im Gebirge, sondern auch in den süddeutschen Ebenen.

Damals führte eine schon zur Nachtzeit abgehende Post von Lauterbach über den hohen Vogelsberg (Sartmannshain) nach der Bahnstation Niederwöllstadt. Ihre Hauptstationen waren Herbsheim, Gubern, Ortenberg und Altenstadt. Als aber wenige Tage vor Fastnacht — das in jenem Jahr sehr spät fiel — über Nacht tiefer Schnee gefallen war, konnte die Post nur mühsam und mit hartem Vorspann über das Gebirge kommen, und mit ein und einer halben Stunde Verspätung erreichte sie Gubern. Von da an kam sie besser voran, aber die Verspätung war nicht mehr einzubringen, und sie erreichte den Zug nach Frankfurt, mit dem die meisten Passagiere hatten weiterfahren wollen, nicht mehr. Da galt es sich auf das Warten einzurichten; und als man endlich nach Frankfurt kam, brannten schon die Lichter, und der Anschluß an die Main-Neckar-Bahn war erst recht verpaßt. Wie wenige Züge in jener Zeit auch auf den am meisten befahrenen Strecken gingen, geht daraus hervor, daß die Reisenden, die mit einem Personenzug in jener Richtung fahren wollten, bis neun Uhr in Frankfurt zu bleiben hatten. Unter denselben befand sich ein junges Mädchen aus dem Dorf an der Rißder: Emma, die nun achtzehnjährige älteste Tochter aus dem Pfarrhaus; und während ihres hundertlangen Aufenthaltes in den Wartesälen Frankfurts schloß sie sich an eine Frau und an ein junges Mädchen an, die ihr Schicksal teilten; und mit ihnen kam sie gegen 10 Uhr nach Darmstadt. Allein nicht Darmstadt hatte das Ziel ihres ersten Reisetages sein sollen, sondern Groß-Gerau, wo sie gegen Abend von Verwandten erwartet worden war. Nun war an keine Weiterreise mehr zu denken! Wenn sie weltgewandter gewesen wäre, hätte sie den Verwandten von Frankfurt aus beschreiben und dann auch mit einem Nachtzug antommen können. Das war nicht geschehen und nun stand sie in Darmstadt, wo sie keine nahen Verwandten hatte, und fragte sich: wohin über Nacht? Ihre ehemalige Pensionsmutter, die vor dem Jägerort wohnte, würde ihr zwar eine Zuflucht gewährt haben, und wenn sie ihr auch nur auf einem Sofa das Lager hätte bereiten können, aber der Weg dorthin war weit; und wahrscheinlich hätte sie sich dort um halb elf Uhr vor dem verlassenen Hofort des weit zurückliegenden Hauses vergeblich bemüht, sich bei seinen Bewohnern bemerklich zu machen. — In einem Gasthaus hatte sie noch nie gewohnt, deshalb dachte sie vorerst nicht daran, ein solches aufzusuchen; aber sie erinnerte sich an einen Großonkel, der nahe beim Bahnhof, Ecke der Rhein- und Georgenstraße, wohnte. Bei ihm war sie zwar auch noch nie über Nacht gewesen, aber doch einmal zu Tisch; also kannte er sie!

Als sie ihren Reisegefährten sagte, sie wolle dort um ein Nachtlager bitten, bemerkte die Frau: „Dann haben wir einen Weg, denn ich wohne im Hinterhaus“. Und beide betraten einen großen Hof, dessen Tor die Frau verschloß. Dann sagte sie: „Nun probieren Sie aber erst, ob die Haustüre noch offen ist“. Das war der Fall, und die Frau trat in ihre Wohnung ein. Emma tastete sich einige Schritte vorwärts, aber dann stand sie vor einer zweiten Türe, die geschlossen war und ihr den Aufstieg zu den Stockwerken verwehrt. Vergeblich tastete sie nach einer Schelle; es war keine da; und alles war totensille und kein Licht an den nach dem Hof zu gehenden Fenstern des Parterrestockes zu erblicken! Der Gedanke an ein Gasthaus, als letzte Zufluchtsstätte, kam ihr nun! Aber sie war ja gefangen!

Die hohen Mauern rings um den Hof und das dicke, hohe Gitter, machten es ihr unmöglich, Vorübergehende um Hilfe anzusprechen; und die Aussicht, eine Nacht im Freien oder auf den ersten Vorplatz eines fremden Hauses zubringen zu müssen, stand wie ein Schreckgespenst vor der Seele des in eine so bedenkliche Lage geratenen, jungen Mädchens.

Zum Glück besann sich Emma auf das vernünftigste, was sie noch tun konnte. Seit dem Eintritt ihrer Reisegefährten in das Hinterhaus waren bloß Minuten verstrichen! Das Haus war nicht hoch und vielstöckig wie das Vorderhaus! Dort würde sie sich wohl bemerklich machen können! Und wirklich, die gute Frau vernahm ihr Rufen, kam in den Hof und sagte: „Sehen Sie, in der Küche oben brennt noch Licht, und der Diener Ihres Onkels wird noch darinnen sein.“

Dann rief sie „Friedrich“ und klatschte in die Hände, das Fenster geöffnet wurde, und das Nötige gesagt und veranlaßt werden konnte.

Der Großonkel, ein alter Herr, der mit dem Diener und einer Witwe als Haushälterin zusammen hauste, nachdem seine Frau gestorben und seine Töchter verheiratet waren, lag zwar schon zu Bett, aber er war noch wach, und Emma durfte ihn begrüßen, während die Haushälterin ihr Tee und ein Lager bereitete.

In dem warmen Bett eines großen Fremdenzimmers konnte sie sich endlich von den Unbilden des langen, beschwerlichen Reisetages erholen und dank ihrer gesunden Jugend löschte bald der Schlaf jede Erinnerung daran aus.

Vierzehn Tage später fuhr die junge Vogelsbergerin zum Besuch zweier Freundinnen ins badische Land. Von den vier Wochen, die sie in Karlsruhe verlebte, standen die drei ersten, dem

März angehörigen, noch ganz unter dem Zeichen des Winters; und auch in dem süddeutschen Land entbehrte sie nicht des wohl vertrauten Anblicks verschneiter Dächer und fallender Flocken.

Damals tauchten Gerüchte auf, es hätten sich Bären und Wölfe, vom strengen Winter aus Polen und Rußland vertrieben, in deutschen Wäldern bliden lassen. Gegen Frühjahr noch soll im südlichen Odenwald, ein Wolf erlegt und auf dem Berdeck des damals noch gebräuchlichen Postwagens von Eberbach nach Nedar gemünd und dann weiter mit der Bahn nach Heidelberg gebracht worden sein! Doch auch der Vogelsberg wurde während des Winters von berartigen Gerüchten beunruhigt. Infolgedessen kam eines Tages der nächste Nachbar der Pfarrersleute im Dorf an der Rißder ins Pfarrhaus und fragte: „Habe se das Dengl schon gesehe?“

„Was für ein Ding?“ fragten die Pfarrersleute.
„Es im Buchwald leit en Bär, un der Förster is enaus mit der Frinte un die junge Männer un Borsch mit Mistgabeln un Drehschlegel.“

Buchwald hieß der zum Dorf gehörige Teil eines an der linken Seite der Rißder herziehenden, oben bewaldeten Höhenzuges, der von dem Gebirge herabkommend, eine Stunde lang nur mit Dedland und Steinen bedeckt war. Hinter den ersten Häusern des Ortes war das Dedland mit Kirschbäumen bepflanzt, welche keine, aber recht süße Früchte trugen, und dann hörte es auf; denn der sich nach Südwesten zu rasch abdachende Höhenzug verlor hier seinen sterilen, wilden Charakter und trug fruchtbares Ackerland bis herab zu den fetten Wiesen im Rißdergrund.

Von dem oberen Stockwerk des Pfarrhauses — als dem rechts von der Rißder am höchsten gelegenen großen Haus — konnte man über die Dächer des Dorfes hinweg und auch auf den Buchwald sehen. Deshalb begab sich die Pfarrfamilie mit dem Nachbar dorthin, und er erklärte: „Sehen Sie das Schwarge? Das ist der Bär.“

Viel deutlicher als der bezeichnete, aus dem Schnee hervorragende dunkle Punkt, waren die Mannen zu erkennen, die bewaffnet gegen ihn angingen! Aber es war zum Verwundern, wie feilenruhig der Bär liegen blieb! Der Nachbar meinte, er wäre vielleicht schon verhungert.

Nun hob der Förster die Frinte und die übrigen Männer hielten die Mistgabeln zum Angriff bereit, aber einige fünfzehn- bis sechszehnjährige und noch jüngere Mitläufer sah man eilig nach dem Dorf zu springen. Der Mut war ihnen vor der näher kommenden Gefahr gesunken!

Der Schuß krachte, aber als sich der Rauch verzogen hatte, lag der Bär immer noch regungslos auf demselben Fleck; und der Nachbar sagte: „es eis net annericht, doas Dengl eis dot“. Damit hatte er vollkommen recht: Tot war das Ding, aber ein Bär war es nicht, sondern ein grotesk geformter Felsblock, der aus dem Schnee hervorsah; — und die Bärenjäger kamen kleinlaut zurück.

Die Sache hatte ihr Nachspiel; denn die Geschichte von der Bärenjagd verbreitete sich im Vogelsberg, und wenn die jungen Männer des Dorfes in die kleinen Städte und auf die Märkte kamen, wurden sie damit geneckt und gefragt: ob das Bärenfell schon verkauft oder noch zu haben wäre!

Zu Anfang April schickte der Frühling seine ersten Boten aus, und ohne Störung durch Nachfröste begann er, seine holden Wunder auszubreiten.

Als Emma am 7. April von der badischen Residenz nach dem kleinen, zwischen Bruchsal und Bretten gelegenen Dorf Oberacker fuhr, lagen die lichten, hellgrünen Schleier schon über dem Hügel-land des Kraichgaus.

Am Ostermorgen, der am 16. April mit goldenem Sonnenschein anbrach, standen alle Gärten im Schmuck ihrer Frühlingsblumen, und die kleinen und großen Förster des Kraichgaues lagen in Blütenwäldern versteckt.

Eine Woche weiter — am 24. April — war die Temperatur in Süddeutschland schon fast sommerlich, so daß man die Fensterläden vor der Mittagssonne schloß.

Und als die junge Pfarrerstochter im Mai als Braut heimkehrte, prangte auch ihr heimatliches Gebirge im blühenden Brautgewand, denn der Lenz war als Sieger über die Lande gezogen.

Schlussbilder.

Es ist etwas Wunderbares um die Liebe! Liebe wartet auf das Kindlein und bereitet ihm ein weiches Bettchen, ehe es das Licht der Welt erblickt hat; und wenn es geboren ist, breitet sie ihre Flügel über ihm aus, wie die Henne über ihren Küchlein, und schützt seinen Schummer und das mahlige Erwachen seiner Seele aus ihren ersten Erdenträumen. Und Liebe strömt über in das Kindlein und erweckt als dessen erste freundliche seelische Regung das Sichhinneigen zu Eltern und treuen Pflegerinnen, die zuerst nur sein sonniges Lächeln beglückt, nach welchen es aber auch bald lernt, die Nermchen verlangend auszustrecken.

So ist es bei glücklichen Kindern! Doch was hatte der „dicke Heinrich“ mit der Liebe zu schaffen: dieses vom Vater verleugnete, von der Großmutter verwahrloste, von der eigenen Mutter als Last empfundene, und von der übrigen Menschheit mit gleichgültigen Augen angesehene Kind?

Wenn sich bei ihm Liebe regte, mußte sie seiner Seele aus ihrem ewigen Urquell selbst zugekroßt sein!

Nicht frühe und nicht der herben Pflegerin seiner Kindheit gegenüber erwachte sie — allen widrigen Verhältnissen zum Trotz

— auch in seinem Herzen; sondern er hatte sie einem Kind zugewendet, das ihm zuweilen ein gutes Wort und ein wenig freundliche Duldung zukommen ließ, wenn er sich ihm und seinen Geschwistern zugesellte.

Es war Frühling, und des Pfarrers zweites, damals etwa elfjähriges Töchterlein hütete die jungen, mit gelbem Flaum bedeckten Wänschen im Grasgarten, als auch der „dicke Heinrich“ dazukam, der erst sieben Jahre zählte.

Mit geheimnisvoller Miene sagte er, halb dem Pfarrertöchterlein, halb dessen Pflegebefohlenen zugewendet: „Nich woah eabbes!“ Und als sich das erstere nicht begierig zeigte, sein Geheimnis zu ergründen, wiederholte er hartnädig seine Rede: „Nich woah eabbes“, so lange, bis es ihn fragte, was er wisse.

„Nich kaas neit geaa“, erwiderte er verlegen, und als das Mädchen stärker in ihn drang, brachte er stotternd und mit dunkelrotem Kopf die Worte hervor: „Ei dou beast mein Schag.“ Dann sprang er fort, und des Pfarrers Töchterlein lachte! Allein aus Furcht, selbst ausgelacht zu werden, hat es damals niemand etwas von des „dicken Heinrich“ Liebeserklärung gesagt. Vergessen hat es die Geschichte nicht. Und später, erst viel später, als es schon in den Jahren war, wo man sich mit gefährtem Lächeln in seine Kindheitserinnerungen versenkt, hat es dies Geheimnis preisgegeben.

Das Leben ging weiter, um — sei es durch große, welterschütternde Begebenheiten oder durch Schicksale einzelner Menschen und Familien — Neues an die Stelle des Gewesenen zu setzen.

Im Sommer 1866, als der Krieg ausgebrochen war, hat auch der Vogelsberg und speziell das Dorf an der Rißder, durchmarschierende Truppen gesehen und Einquartierung gehabt. Es waren Oesterreicher mit ihren süddeutschen Verbündeten auf dem Marsch nach Fulda, wo sie sich mit den Hannoveranern zu vereinigen gedachten. Doch der Zusammenschluß dieser aufeinander zustrebenden Heere wurde durch die Schlagfertigkeit der Preußen vereitelt! Es kam zu den bekannten heißen Schlachten! Und wie sich infolge der preussischen Siege — nachdem schon der Ausbruch der Feindseligkeiten dem überlebten deutschen Bund den Todesstoß gegeben hatte — die Länderkarte Deutschlands verändert hat, ist auch allbekannt.

Und während im Völkerverleben — in welchem nur selten das Einzelleben in Betracht kommt — alles gährte, Throne stürzten, und ein großer Teil des einstigen Deutschlands sich von dem übrigen löste, hing auch ein Leben, das vom allergrößten Wert für eine zahlreiche Familie war, an, sich frühzeitig seinem Ende zuzuneigen. Im Nachsommer erkrankte der Vater der in diesen Wäldern öfters genannten sechs Pfarrkinder — und starb im Januar 1868.

Sein Leben, das im Jahre der Befreiung von dem Hock Napoleons begonnen, aber dann von seiner Jugendzeit an unter dem Druck der Reaktion gestanden hatte, weil er als Student einer Burschenschaft angehört und kein Hehl daraus gemacht hatte, daß sein Herz für ein einiges, großes Vaterland glühte, dies Leben ging zu Ende, ehe das geeinte Deutschland erstanden war, und die einst verjunktene Kaiserkrone mit erneueter Glanz Wilhelm des Ersten edles Haupt krönte.

So wie der Tod die Befiegelung eines jeden Erdens Lebens ist, möge das Grab unter den uralten, hohen Linden am Eingang des Friedhofs, in welchem der Dahingeshiedene neben zwei ihm vorangegangenen Seelsorgern des Ortes gebettet wurde, das letzte unter den „Wäldern aus dem Rißdertal“ bleiben. Unverändert liegt es auch heute noch vor jedem, der diesen Friedhof betritt, denn seit 1868 hat die Gemeinde keinen ihrer Pfarrer mehr zu Grabe getragen. Ein viertes Grab hätte auch keinen Platz mehr unter den Linden gefunden.

Nur über einen der Geringsten derer, die einst zu diesem Dorf gehört haben, sei noch ein Nachwort gestattet.

Die Witwe des verstorbenen Pfarrers war mit ihren fünf noch unverheirateten Kindern in die Stadt gezogen, als ihre zweite Tochter erst vor der Konfirmation stand.

Mehrere Jahre später — an einem Sonntag — trug es sich zu, daß diese nach Friedberg kam und auf der Straße von einem jungen Menschen begrüßt wurde, der ihrem Blick des Nichterkennens mit der Frage begegnete: „Ei, Fräulein, kennen Sie mich denn nicht mehr? Ich bin ja der dicke Heinrich!“

Nun erwiderte sie den Gruß des stattlich herangewachsenen jungen Burschen, der, wie er sagte, in Friedberg bei einem Schuhmacher in der Lehre stand; und es lag kein Grund vor, sich nicht über ihn zu freuen, denn er sah gesund und brav aus und war sehr anständig gekleidet.

Er hat sich durchzusehen verstanden, der arme vernachlässigte Sohn des Vogelsbergs, als Bestätigung des im Volksmund gebräuchlichen Sprichworts: „Was iwes (irgendwie) en Kerl is, das is en Vogelsberger“.

Möchte es ihm auch ferner gut ergangen sein und heute noch

1) Nich woah eabbes heißt: Ich weiß etwas.
2) Nich kaas neit geaa: Ich kanns nicht sagen.
3) Ei dou beast mein Schag: Ei du bist mein Schag.

gut gehen, wenn er noch unter den Lebendigen weilt! Möchte er im eigenen Hause bei Frau und Kindern die Liebe gefunden haben, an welcher seine Kindheit so arm war!

Humoristisches.

* Falsche Diagnose. Sie war eine sehr romantische junge Dame, und als sie den jungen Mann sah, dessen Gesicht mit Schmissen bedeckt war, machte ihre Phantasie sofort weite Ausflüge. „Ich glaube, ich kann Ihre Geheimnis von Ihrem Gesicht ablesen“, sagte sie träumerisch, „Sie haben einmal in Heidelberg studiert und sind gewiß ein deutscher Baron.“ Er aber schüttelte düster das Haupt. „Ich bin kein Baron, und ich habe nicht in Heidelberg studiert. Ich bin nur in der Preussenschule angestellt, in der die Schüler an mir üben.“

* Ihre Genugtuung. „Warum gibst Du eigentlich jedem Landstreicher, der des Weges kommt, zu essen? Sie arbeiten doch nie für uns“ fragte ein Mann seine Frau. „Nein“, antwortete sie, „aber es macht mir doch viel Vergnügen, einen Mann eine Mahlzeit essen zu sehen, ohne daß er an allem etwas aussetzen hat.“

* Auf's Wort befolgt. Ein Maurer ist angeklagt, einen Kollegen, mit dem er zusammen arbeitete, vom Gerüst geworfen zu haben. „Erzählen Sie mir, wie die Sache vor sich gegangen ist“, sagt der Richter. „Ja, sehen Sie, Herr Richter, mein Kollege hatte mich beleidigt, und ich gerate immer leicht in Born, und so packte ich ihn beim Stragen und hob ihn hoch, und wie er nun so schwebte, da schrie er: „Laß mich los, Du würgst mich, laß mich los!“ Und da habe ich ihn losgelassen. . . .“

Büchertisch.

— Handbuch der Kunstwissenschaft. Herausgegeben von Dr. Fritz Burger, München, in Verbindung mit den Univ.-Professoren Curtius-Erlangen, Egger-Gratz, Hartmann-Strasbourg, Herzfeld und Wulff-Berlin, Newirth-Wien, Pinder-Darmstadt, Singer-Dresden, Graf Bisthum-Piel, Wadernagel-Leipzig, Weser-Bern, Wülfich und Oberbibliothekar Leidinger-München. Mit etwa 3000 Abbildungen. In Lieferungen à 1,50 M. (Akademische Verlagsgesellschaft, Neubabelsberg.) Lieferung 14: Burger Deutsche Malerei Heft 7. Diese neue Kunstgeschichte hat den Vorzug, daß sie sich mit den Problemen der Kunstwissenschaft in historischer wie künstlerischer Hinsicht nach ganz moderner Weise auseinandersetzt, geistvoll ohne Geistreichelei, klar und doch warmherzig, getragen von einem feinsten Empfinden für das Verborgenste in der Kunst. An der Hand hier zum überwiegenden Teil ganz neuen und überraschenden, wie auch geschmackvoll reproduzierten Anschauungsmaterials werden auch dem Laien neue Wege und Ziele auf dem Gebiete der künstlerischen Erkenntnis gewiesen. Die energiegeladene Wärme der Darstellung verfehlt nicht, in jedem Leser dauerndes Interesse zu erregen und den Willen — nachführend — das Kunstwerk mit allen den Bedingungen seiner Entstehung in sich gewissermaßen wieder zu erzeugen. Die vorliegende Lieferung bleibt hinter den früheren glänzend ausgestatteten nicht zurück in der Fülle des Interessanten und Schönen, das sie uns bietet. Burger, der verdiente Herausgeber der Kunstgeschichte, spricht über die bayerisch-österreichische Miniaturmalerei, in der sich jene Welt zu formen beginnt, aus der die Großen der deutschen Renaissance gewachsen sind. Da werden unbekannt Schätze deutscher Malerei vor uns ausgebreitet, die nur wenige Augen wohl bisher in den Tresoren der Bibliotheken zu sehen bekommen haben. Mit scharfem Verständnis deutet der Kunstgelehrte die bildnisth-allegorische Spitzfingerei der Malerei des Mittelalters, demonstriert ihre Kunstprinzipien und beleuchtet ihre Weltanschauung, ihr Nützen und Denken. Das Werk nennt sich allzubescheiden Handbuch. Möge es in recht viele Hände kommen.

Silbenrätsel.

a, am, b, h, ei, el, ha, ger, gin, gr, gs, fen, l, me, ni, nl, kö, kö, ra, sa, sel, tz.

Aus vorstehenden Silben und Buchstaben sollen fünf Wörter gebildet und derart untereinander gesetzt werden, daß die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein geselliges Vergnügen bezeichnen. Es bedeuten aber die einzelnen Wörter der Reihe nach folgendes:

- 1. Ein Werkzeug.
- 2. Beliebten Sinnavogel.
- 3. Unfruchtbares Land.
- 4. Eine Ruhestätte.
- 5. Egenhaftes Wesen.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:
1. D b 3 — b 5 K e 4 — e 5 2. D b 5 — e 8 † K beliebig.
1. . . . K e 4 — e 3; 2. D b 5 — e 2 † K beliebig.
3. S f 4 — h 5, S d 4 — b 5 † und Matt.
3. S f 4 — e 6, S d 4 — e 6 † und Matt.